

Christlicher Glaube — Einladung zum Leben

Der Versuch, jungen Menschen einen Weg christlichen Glaubens zu erschließen, muß sich in unserer Gesellschaft gegenüber einer Reihe von kritischen Anfragen rechtfertigen. Zwei besonders schwerwiegende seien genannt:

1. Es wird der Verdacht geäußert, christliche Gläubigkeit sei nur ein Nachhall aus der Vorgeschichte unserer Neuzeit, habe selbst aber nicht mehr Wirksames und Notwendiges in unsere Zukunft einzubringen. Junge Menschen müßten in dieser Sicht zwar etwas vom Christentum wissen, um zu verstehen, wo sich die Spuren eines einstmals lebendigen Modells der Lebensgestaltung herleiten; aber Gründe, ihnen dieses Modell zur eigenständigen Aneignung anzubieten, werden von vielen nicht gesehen. Die Probleme, vor denen wir stehen, stellen sich in Politik und Wirtschaft, in Erziehung und Sozialarbeit vielen als Probleme, die ohne Religion und Glaube anzugehen und zu bewältigen sind, zu deren Lösung Religion und Glaube nichts beitragen, von deren Herausforderungscharakter an uns Menschen Religion und Glaube sogar ablenken können.

2. Kirche erweckt bei Kritikern den Eindruck, junge Menschen vor allem darum an sich zu binden wollen, um ihren Nachwuchs zu sichern und damit als einflußreiche Institution in unserer Gesellschaft zu überleben. Damit wird der Verdacht geäußert, in der Hinführung junger Menschen zum Glauben gehe es der Kirche nicht oder doch nicht zuerst um die Lebendigkeit dieser jungen Menschen, sondern um sich selbst.

Diese kritischen Anfragen können und müssen uns als Christen und als Kirche Anlaß sein, uns selbstkritisch zu fragen, woran es bei uns liegt, daß wir den Eindruck machen, überflüssig und wirkungslos zu sein, mehr an uns selbst zu hängen als um die Lebendigkeit von Menschen besorgt zu sein. Diesen Fragen soll hier allerdings eher indirekt nachgegangen werden. Es soll der Versuch gemacht werden, auf die angedeuteten Anfragen mit einigen Gegenfragen zu antworten. Es geht dabei um ein offensives Glaubensbewußtsein, das sich nicht nur kritisch befragen läßt, sondern auch seinerseits die kritische Anfrage stellt, ob sich der Verzicht auf Religion und Glaube – auch als Orientierungs- und Praxisangebot an junge Menschen – eigentlich so leicht rechtfertigen läßt, wie manchmal der Eindruck erweckt wird. Es soll der Verdacht geäußert werden, der Verzicht auf Religion und Glaube könne den Menschen in seiner Menschlichkeit bedrohen.

Dieser offensive Versuch will nicht aggressiv sein, also nicht verletzen oder

erniedrigen; er will aber doch auch nicht nur verteidigen, sondern auch diejenigen zu einer Verteidigung herausfordern, die behaupten, christliche Gläubigkeit eröffne keine wirksamen Lebenschancen, man enthalte jungen Menschen also nichts vor, wenn man auf deren Einladung zum Glauben verzichte. Daß dieser Versuch, die im Glauben sich öffnenden Lebenschancen als kritische Anfragen an den Verzicht auf diese Chancen zu richten, auch die selbstkritische Frage enthält, ob wir diese Lebenschancen des Glaubens ergreifen und überzeugend zur Wirkung kommen lassen, wird an manchen Stellen spürbar werden. (Es sei zudem darauf hingewiesen, daß der folgende Versuch u. a. vom Synodenbeschluß „Unsere Hoffnung“ angeregt wurde und auch einige Inhalte dieses Dokumentes aufgreift.)

Hoffnung auf Gott – Einladung in die Weite des Lebens

Daß nicht jedes Menschenleben wirklich lebendig ist, wird von uns tagtäglich an uns und an anderen mehr oder minder bewußt beobachtet. Die Lebendigkeit unseres Lebens hängt dabei mit davon ab, welche Wünsche und Sehnsüchte uns erfüllen, was wir zu erhoffen wagen für uns und für andere. Enge und kleinliche Wünsche beengen das Leben; Hoffnung, die weit ausgreift und viele umfaßt, öffnet das Leben und stimmt es hoch.

Biblisch-christliche Glaubensgeschichte ist dadurch gekennzeichnet, daß in ihr der Mensch geführt und ermutigt wurde, der in ihm sich meldenden Sehnsucht nach einem umfassenden und gefüllten Heilsein von Schöpfung und Menschheit Raum zu geben und die Hoffnung zu wagen, diese Sehnsucht laufe nicht einer leeren Utopie nach, sie träume vielmehr von den Möglichkeiten und vom Willen Gottes. So sind uns die Bilder überkommen von einer Stadt Gottes, die erfüllt ist von Gerechtigkeit und Frieden – von einem Gott, der endgültig all die ungetrösteten Tränen vom Angesicht seiner Menschen trocknet – vom Ende jeglicher Rüstung und dem Einsatz aller Gaben der Schöpfung für das Leben – vom Fest der einen Familie aller Menschen am Tisch Gottes – von dem einen Vater und der einen Heimat, in der das Wohnen keine Entfremdung und keine Abschiede mehr kennt. Diese Bilder erfüllten und erfüllen Herzen von Menschen in der Hoffnung auf den Gott dieser Bilder. Sie gaben und geben ihnen Lieder zum Singen ein, Lieder des Aufbruchs in diese Zukunft, getroste Lieder von der Weite des Lebens. Können wir auf diese Bilder und Lieder verzichten ohne Einbuße an Lebendigkeit? Können wir auf die Überlieferung dieser Bilder und Lieder an junge Menschen verzichten ohne die Gefahr, sie zu einem verengten, weniger lebendigen Leben einzuladen? Zwei Gefahren vor allem werden schon greifbar.

Da gibt es einmal den Versuch, Menschen – und gerade auch junge Menschen – so in einen Kreislauf von Bedürfnisweckung und Bedürfnisbefriedigung einzu-

spannen, daß sie gar nicht dazu kommen, die in ihnen wohnende Sehnsucht zu entdecken und zu pflegen. Ihre Träume werden auf das Kaufbare und Machbare eingestellt. Ihre Lebensansprüche werden so eingerichtet, daß sie gestillt werden können. Ihre Hoffnungsbilder sollen sich aus Katalogen und Prospekten nähren. Es geht bei diesen Feststellungen nicht um modische Wohlstandsbeschimpfung. Wir leben auch vom machbaren und kaufbaren Brot. Aber ist die Einladung, nur davon zu leben, die volle Einladung zum Leben? Woran liegt es, daß mit unserem Reichtum unsere Freude, unser Geschmack am Leben nicht mitgewachsen ist? Woher kommt der Verdacht, daß wir zwar viele menschliche Fähigkeiten steigern konnten, zugleich aber an Lebenskunst verloren haben, also nicht mehr wirklich leben können, obwohl wir übergenug zum Leben haben? Hängt dieser Verdacht möglicherweise auch damit zusammen, daß wir die mit dem Namen Gottes in der Menschheitsgeschichte verbundenen Hoffnungen zurückgenommen und nicht mehr erlernbar gemacht haben und daß wir damit ein geheimnisleeres Menschenbild propagieren, also das Bild von dem Menschen, der zufriedenzustellen ist mit dem Habbaren und dem man das Träumen von einem Glück aller Menschen in der Hoffnung auf Gott abgewöhnen kann?

Daß dies nicht so unproblematisch ist, zeigt die Tatsache, daß manchen jungen Menschen das Machbare nicht genügt und sie in Träume fliehen läßt, die sie sich künstlich verschaffen und aus denen man nicht gestärkt und aufgerichtet, sondern geschwächt und erniedrigt erwacht. Oder positiv beobachtet: Es gibt junge Christen, von denen wir neue Lieder der Hoffnung auf Gott hören können, die viele Erwachsene vergessen hatten und auf deren Überlieferung an die jungen Menschen sie meinten verzichten zu können. So scheint der Mensch nicht zu sein, daß ihm das Leben schmeckt ohne ein hohes und steiles Gut, auf das er seine Kraft und Hoffnung richten kann. Und wo es gelingt, Menschen in die Welt ihrer bloßen Bedürfnisse einzuschließen: Wie verführbar werden sie dann! Wo können sie ohne Hoffnung und Sehnsucht die kritische Kraft hernehmen, diejenigen zu befragen, die die Herrschaft über sie antreten wollen?

Noch einmal anders formuliert: Übergeben wir den jungen Menschen unter uns genug als Einladung zum Leben, wenn wir ihnen ermöglichen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, vom Haus mit Garten zu träumen und sich diesen Traum zu erfüllen? Oder verbirgt sich hinter der Suche nach Lebensqualität auch noch das Verlangen nach einer anderen Einladung zum Leben, nämlich auf die Freude zu setzen, die etwa Jesus im Namen Gottes all denen zuspricht, die barmherzig miteinander umgehen, Hunger und Durst nach Gerechtigkeit haben, nicht erobern, sondern teilen wollen, leiden am eigenen und fremden Leid, sich beanspruchen lassen? Gehört zu menschlicher Lebendigkeit unverzichtbar eine Sehnsucht, die wir einander nicht stillen können? Und ist der Verzicht, diese Sehnsucht in der Hoffnung auf Gott aufzurichten, dann doch der Verzicht auf eine unüberholte Ermutigung zum Leben?

Es gibt auch den Versuch, die einmal mit dem Namen Gottes in unserer Geschichte verbundenen Hoffnungen durchzuhalten und jetzt auf den Menschen zu richten. Dies gilt vielen als die entscheidende Errungenschaft der Neuzeit, daß der Mensch seine Möglichkeiten, die Welt für den Menschen wohnlicher und freundlicher zu machen, voll ergriffen und jetzt seine Geschichte selbst in die Hand genommen hat. Daß der Mensch dies tun soll, dafür gibt es auch christliche Gründe. Die Frage ist, in welcher Hoffnung er dazu aufgerufen wird: in der Hoffnung auf sich selbst oder in der Hoffnung auf einen helfend nahen Gott, der ihm vollendend und heilend entgegenkommt. Eine naive Hoffnung auf uns selbst ist uns im Laufe unseres neuzeitlichen Bemühens um eine unentfremdete, herrschaftsfreie Menschheit schwerer geworden. Wir können nicht mehr nur stolz sein auf das, was wir den jungen Menschen für ihren Start hinterlassen. Übergeben wir ihnen doch nicht nur gelöste, sondern auch neue, fast erdrückende Probleme. Mit welcher Hoffnung können wir sie ermutigen, sich diesen Problemen zu stellen? Ist hier der Verzicht auf eine Hoffnung auf Gott heute so leicht zu leisten?

Wie ist der Aufbruch vieler junger Menschen in den letzten 15 Jahren verlaufen, die in der Hoffnung auf den Menschen Neues wollten und versuchten? Einige haben sich inzwischen ihre kleinliche Idylle geschaffen, die der Idylle ihrer Eltern, aus der sie ausbrechen wollten, recht ähnlich ist. Andere sind am Menschen verzweifelt und geben dieser Verzweiflung vernichtenden Ausdruck. Es gibt auch einige, die dadurch ihren Aufbruch durchhalten können, daß sie auf einen Gott hoffen, der ihnen ihren Weg immer wieder öffnet und weitert und der sie nicht unter Vollendungsstreß stellt, weil er kommen wird, um zu vollenden. Es scheint nicht so leicht zu sein, ohne Hoffnung auf Gott hoffnungsvoll zu leben.

Fähigkeit zum Leiden – Hilfe zum Leben

Dies soll an einer Dimension menschlichen Lebens noch etwas näher angeschaut werden. Zur Wirklichkeit unserer menschlichen Lebenswelt gehört auch menschliches Leiden. Selbstverständlich ist es unsere gemeinsame Aufgabe, Menschen ihr Leid abzunehmen und kämpferisch gegen das Leid anzutreten. Dabei müssen wir uns den damit verbundenen medizinischen, psychologischen, wirtschaftlichen und politischen Problemen stellen. Viel ist hier geschehen. Verstärkt hat sich aber zugleich eine vielfach unbewußte und unbenannte Verlegenheit gegenüber dem Leid als menschlichem Problem. Es sei erlaubt, hier einmal ein Kontrastbild zu skizzieren.

Kritische Beobachter unseres Verhaltens in unserer Gesellschaft machen darauf aufmerksam, daß Menschen in Leidenssituationen vielfach in Isolation geraten. Sie werden zwar Spezialisten übergeben, die ihnen ihr Leid abnehmen, es ab-

schaffen sollen; aber das Verhalten, Menschen im Leid beizustehen, es mit ihnen zu tragen, es mit ihnen durchzustehen, geht zurück und wird weniger eingeübt. Das Verhalten vieler Leidender – etwa Kranker oder Trauernder – ist entsprechend darauf gerichtet, möglichst schnell die gewohnte Leistungs- und Genußfähigkeit wiederzugewinnen und so, als sei durch die Zeit der Krankheit oder der Trauer eigentlich nichts geschehen, wieder in ihre Lebenszusammenhänge zurückzukehren. Daß das Bestehen leidvoller Situationen in sich die Chance enthält, als Mensch weiterzukommen, leidens- und mitleidensfähig zu werden, wird kaum mehr wahrgenommen und gelernt. Besonders belastet werden dadurch all die, die an einem bleibenden Leid tragen. Zu ihrem Leid hinzu haben sie meist an dem unbenannten, aber doch wirksamen Vorwurf zu tragen, Menschen ihrer Nähe dauernd zu stören.

Es gab und gibt dazu in der Tradition christlicher Gläubigkeit eine Alternative. In ihr gab und gibt es eine Kultur, im Glauben auch leidvolle Situationen auf Hoffnung und Liebe hin anzunehmen. Es gab und gibt in ihr Menschen, die im Glauben an einen Gott, der den Leidenden nahe ist, den Leidenden beistehen. Es gab und gibt in ihr die Freiheit des Klagens vor Gott. Und es gab und gibt in ihr Belege dafür, wie Leidenszeiten menschlicher machen können und wie der Umgang mit Leidenden nicht nur Last sein muß, sondern auch tragen und Kräfte zum Leben vermitteln kann. Ganz fern von einer krankhaften Verliebt-heit in das Leid ermöglichte und ermöglicht diese Tradition einen Umgang mit eigenem und fremdem Leid als Alternative zur krampfhaften Tabuisierung von Leid. Ohne uns an bestimmte tradierte Formen binden zu müssen, müssen wir doch daran erinnern, daß der Blick auf das Bild des Gekreuzigten oder auf das Bild der Schmerzensmutter, das Beten des schmerzhaften Rosenkranzes und des Kreuzwegs ungezählten Menschen einen Weg in ihrem Leid eröffnete, ihnen eine beistehende Leidensgemeinschaft mit Leidenden ermöglichte und ihnen auch die Kraft gab, an den Widerständen zu leiden, die die Menschheitsgeschichte gegen ihre Vermenschlichung immer wieder aufrichtet.

Kann man auf diese Tradition ohne Gefahr des Verlusts verzichten? Kann man zum Leben einladen, ohne Fähigkeiten zum Leiden und Mitleiden zu vermitteln? Ist eine vollmenschliche Freude am Leben auf die Dauer möglich, wenn man nur mit dem Rücken zu den Leidenden lebt und in der Erwartung, selbst nie Betroffener zu werden? Christlicher Glaube lädt anders zum Leben ein. Er lädt zu einer Freude am Leben ein, die auch und gerade den Leidenden bezeugt werden kann und die nicht wegsehen muß vom Leid. Die Feste des Glaubens müssen nicht abgebrochen werden, wenn unter die Feiernden Beladene und Trauernde treten. Es sind Feste, in denen des Leides gedacht und im Leid Hoffnung aufgerichtet wird. Junge Menschen zu solchen Festen einzuladen ist Einladung zum Leben. Wo diese Einladung fehlt, wo man auf die Vermittlung von Leidens- und Mitleidensfähigkeit verzichtet, kann jungen Menschen

nicht selten Lebenswichtiges fehlen. Und dies kann sie zwingen, aus der Wirklichkeit zu fliehen, weil sie sie nicht bestehen können.

Hoffnung für die Toten – Ermutigung zum Leben

Daß eine tragfähige Einladung zum Leben das Ganze menschlichen Lebens umfassen muß, zwingt über das bisher Gesagte hinaus auch zu der Frage, wie mit diesem Leben auch der eigene Tod angenommen werden kann. Diese Frage aber ist nicht zu lösen von der Frage nach unserer Hoffnung für die Toten. Unsere Verlegenheit als Gesellschaft ist hier groß. Man kann es besonders spüren beim Ritual von Staatsbegräbnissen, aber auch bei gewöhnlichen Begräbnis- und Totengedächtnisritualen, die in Gottvergessenheit abgehandelt werden. Endgültig am Tod erfahren wir Menschen die Grenzen des von uns Machbaren und Planbaren. Lebenden können wir manches Leid noch abnehmen; Toten aber können wir ihre Tränen nicht mehr trocknen. Und ihr unvollendetes Leben können wir nicht vollenden. Für die Toten hoffen – hoffen, daß ihre Suche nach Glück Erfüllung findet; hoffen, daß ihre Verletzungen geheilt werden; hoffen, daß sie uns nahe bleiben – dies für die Toten hoffen ist in der Menschheitsgeschichte immer verbunden gewesen mit dem Namen Gottes. Und es ist in christlicher Gläubigkeit auf unüberbietbare Weise eröffnet worden, die Toten dem beglückenden Erbarmen Gottes anzuvertrauen.

Wohin führt der Verzicht, über unsere Möglichkeiten hinaus auch die Möglichkeiten Gottes zu bedenken, darauf zu vertrauen? Wird dieser Verzicht leichtin geleistet und scheidet er die Toten aus der Hoffnungsgemeinschaft mit uns aus, so verengt er den Horizont einer Einladung zum Leben auf bedrohliche Weise. Gibt es für die Toten keine Hoffnung, so wird auch die Hoffnung für die Lebenden brüchig und zutiefst bezweifelbar. Es schwindet die Freiheit, alt zu werden und sterben zu können. Die Lebenserwartung wird zur quantitativen Größe, die Tag für Tag abnimmt. Es wächst der Druck, sich in seinem Leben selbst zu trösten und satt zu machen – und sei es auf Kosten der anderen, insbesondere der nach uns Kommenden. Christlicher Glaube kann gerade in seiner Hoffnung für die Toten zu einem Leben einladen, das sich nicht krampfhaft festhalten muß, sondern sich gehen lassen kann in die endgültig tröstenden und schenkenden Möglichkeiten Gottes; er kann einladen zu einem Leben, dessen Erwartungen sich im Alter und in der Nähe des Todes nicht verengen, sondern weiten; er kann einladen zu einem Leben, das Wünsche offen lassen kann, weil er darauf vertraut, daß Gott einmal mit der unüberbietbaren Fülle des Lebens kommt. Er kann zu einem Leben einladen, das im hoffnungsvollen Umgang mit den Toten die Gemeinschaft mit ihnen pflegt in der Hoffnung, im eigenen Tod in ihre Gemeinschaft überzugehen.

Wie kann sich der Verzicht darauf als Fortschritt an Menschlichkeit ausweisen? Wie kann er begründen, daß man jungen Menschen nichts vorenthält an Einladung zum Leben, wenn man ihnen keine Hoffnung anbietet für die Toten und ihren eigenen Tod? Natürlich ist jedes Hoffnungszeugnis mißbrauchbar. Es kann gesagt werden, Hoffnung für die Toten lenke ab von der Sorge um das Leben der Lebenden. Die eigentliche Behinderung der Sorge um das Leben der Lebenden ist aber nie die Hoffnung für die Toten, sondern die Gebundenheit an das eigene Leben, die oft aus einem Mangel an Hoffnung für den eigenen Tod erwächst.

Einander einladen zum Leben im Namen Gottes

Einladung zum Leben geschieht unter Menschen vor allem dadurch, daß ein Mensch in menschliche Gemeinschaft aufgenommen wird; und zwar in eine Gemeinschaft, in der er einen Namen hat und in seiner Person mit ihren Möglichkeiten und Belastungen angenommen wird. Den meisten von uns wurde dieses Geschenk in der Familie. Worüber heute viele aufmerksame junge Menschen klagen, ist die Tatsache, daß sie im Herauswachsen aus der Familie kaum Räume finden, in denen sie die sein dürfen, die sie sein möchten, in denen sie vorbehaltlos angenommen sind. Sie beklagen, daß wir Lebensbedingungen geschaffen haben, in denen die Frage, welchen Wert ein Mensch hat, abhängig ist von seiner Leistung, seinem Prestige, der erreichten Position, von seinem Haben. Als davon erlösender Raum wird ein neues Zusammenleben in einer Gruppe oder auch in einer Partnerschaft gesucht, in der der eine den anderen in seinem Verlangen nach Zustimmung und Verständnis annimmt, in der man sich miteinander freuen und auch miteinander traurig sein kann. Gerade dieses Signal muß uns nachdenklich machen, wenn wir nach menschlichem Fortschritt, nach fortschreitender Menschlichkeit suchen. Diese Suche kann nicht darauf verzichten, danach zu fragen, wie unsere zwischenmenschlichen Beziehungen menschlicher werden können.

Nimmt man die Bedeutung des Lebens in Partnerschaft und Gruppe ernst, so muß man auch die Fragen ernst nehmen, die hier aufbrechen können. Mit welcher Vollmacht sagen und zeigen Menschen in Partnerschaft und Gruppe einander, daß sie angenommen sind, daß sie leben sollen, einen einzigartigen Wert haben, ihr Leben einen tragenden Sinn hat? Können wir Menschen einander unseren Lebenssinn so zusagen, daß sich die Abgründe der Sinnlosigkeit unter uns vollends schließen? Können wir einander so tragen, daß sich die Frage, wer uns gemeinsam trägt, erübrigt? Können wir einander so verstehen, daß im Gespräch nichts Unverstandenes in uns zurückbleibt?

Bei diesen mit der Einladung zum Leben durch gegenseitige Annahme ver-

bundenen Fragen kann die Tradition christlicher Gläubigkeit mitsprechen. Da ist die Annahme des einen durch den anderen Zeichen einer letztgültigen Annahme durch Gott. Da sagen Eltern ihren Kindern nicht nur: Wir nehmen dich, unser Kind an; unter uns sollst du der Mensch sein und werden, der du bist. Sie sagen durch ihre Annahme auch: Du bist von Gott gewollt und angenommen; er hat die Macht, deinem Leben Sinn zu geben; und er tut es, indem er dich bei deinem Namen ruft. In christlicher Gläubigkeit sagen Partner einander nicht aus eigener Vollmacht Liebenswürdigkeit zu; sie verstehen sich als vollmächtige Zeichen einer in Gott gründenden Liebe, die ihre Liebe trägt und aus der ihre Liebe lebt. In einer christlichen Gruppe hat der Versuch, die Würde des anderen zu achten und zu schützen und seinem Leben Bedeutung zuzusagen, seinen Grund in dem Glauben, daß das Leben des anderen Würde und Bedeutung hat, weil Gott sie jedem Menschen wirksam zugesprochen hat. Der Versuch, menschenfreundlich miteinander umzugehen, wird getragen von der Überzeugung, daß das Leben des Menschen im Grund von der Menschenfreundlichkeit Gottes gehalten und geführt wird. Kann man auf diese Tradition leichthin verzichten, ohne die Gefahr zu riskieren, die Annahme des Menschen durch den Menschen letztlich ohne Begründung zu lassen? An zwei Beispielen sei diese Frage verdeutlicht.

Aufmerksames menschliches Leben muß zugestehen, daß es in Situationen der Schuld geraten kann und auch vielfach gerät. Es gehört zu den größten Wohltaten, wenn Menschen einander in diesen Situationen vergeben, einander die Schuld abnehmen oder auch gemeinsam an der Schuld tragen. Doch bleibt die Frage: Reicht unsere Vollmacht, einander zu vergeben, wirklich so weit, daß wir einander gegen allen Zweifel sagen können: „Es ist wieder ganz gut; wir können wieder ganz neu anfangen; der Weg ist wieder offen?“ Reden wir dies einander möglicherweise nur ein? Gegenseitige Vergebung im christlichen Glauben ist nicht nur gegenseitige Vergebung. Sie vertraut darauf, daß in unserer Vergebung Gottes Vergebung wirksam wird und daß seine Vergebung wirklich neue Anfänge schafft, neue Wege ermöglicht, an unserer Schuld so getragen hat, daß sie wirklich überwunden ist. In dieser Tradition ist Vergebung die Einladung, sich das Leben von Gott immer wieder neu eröffnen und weiten zu lassen. Dürfen wir Menschen uns so vergebungsmächtig verstehen, daß wir bei einer Einladung junger Menschen zum Leben auf die Weitergabe dieser Tradition verzichten können? Oder zwingt uns der Abbruch dieser Tradition, selbst weniger empfindsam zu werden für unsere Schuld und die Empfindsamkeit junger Menschen für ihre Schuld gering zu halten, damit wir Menschen mit unserer Schuld leben können?

Ein weiteres Beispiel: Wir Menschen brauchen das Gespräch miteinander. Wir brauchen es, darin verstanden zu werden und uns nicht zuletzt dadurch selbst zu verstehen. Wir müssen uns mitteilen in Freude wie in Not, damit unsere Freude

gefüllter und unsere Not erträglicher wird. Nicht als Ersatz oder Alternative zu diesem Gespräch unter Menschen, sondern als dessen Einbettung kennt die Gebetstradition der Menschheit das Sich-Freuen und das Klagen vor Gott, das Stillewerden vor ihm in dem Vertrauen, daß er auch das noch versteht und verstehen läßt, was sich in uns unseren Möglichkeiten des Sprechens entzieht. Vom zwischenmenschlichen Gespräch wird in dieser Tradition nicht alles erwartet. In ihr weiß der eine den anderen auch noch in einem Gespräch mit dem Gott seines Lebens. Dies entbindet ihn nicht vom verstehenden Gespräch mit dem anderen; aber es gibt ihm das Vertrauen, daß sein Versuch, den anderen zu verstehen, ihn zu trösten und zu ermutigen, noch einmal umfassen ist von einem Gott, der ganz versteht und der letztgültigen Trost und Mut schenkt. Unsere Bereitschaft, miteinander und mit den jungen Menschen zu sprechen, ist Einladung zum Leben. Im christlichen Glauben gehört zu dieser Einladung zum Leben auch die Einladung zum Leben des Gebets, weil dieses Gespräch, das oft keine Worte braucht, leben hilft. Die Tatsache, daß es vielen geholfen hat und vielen hilft, erlaubt den Verdacht, daß Wichtiges und Notwendiges verlorengeht, wenn wir Menschen uns darauf beschränken, nur noch miteinander zu sprechen, und darauf verzichten, gemeinsam und allein auch mit dem Gott unseres Lebens zu sprechen. Es drängt den Verdacht auf, daß wir einander überfordern, wenn wir einander durch die gegenseitige Annahme letzten tragenden Grund zum Leben schaffen wollen, ohne unsere gegenseitige Annahme als Zeichen unserer gemeinsamen Annahme durch Gott zu verstehen und zu leben.

Kraft zum Leben

Die Frage, wo wir auf die Dauer die Energie für unsere Wirtschaft hernehmen sollen, wird als technisches und politisches Problem vielfach besprochen. Weniger besprochen – obwohl nicht weniger drängend – wird die Frage unserer inneren Lebensenergie. Vielleicht läßt sich an dieser Frage manches von dem bisher Gesagten noch einmal verdichten und zusammenfassen. Der Verzicht auf Religion und Glaube liefert uns der Notwendigkeit aus, in uns selbst und in unserer Gemeinschaft als Menschen all das an Kraft zu finden, was wir brauchen, um leben zu wollen, leiden zu können, um mehr Gerechtigkeit zu kämpfen, eine Liebe in Treue durchzuhalten, einander zu ertragen, unseren Tod anzunehmen. Leben im Glauben an Gott und in der Hoffnung auf ihn scheint manchen als Frühstadium der Menschheit vergleichbar mit der Haltung von Kindern, die noch nicht voll erwachsen sind. Für sie ist erst der Mensch, der auf Religion und Glaube verzichten kann, der erwachsene Mensch.

Es lassen sich aber Anzeichen erkennen, daß der so erwachsene Mensch nicht gewinnt, sondern die Erfahrung macht, wie seine inneren Kräfte zum Leben

versiegen können. Sein eigenes Leben tragen und andere mittragen ohne das Vertrauen, letztlich getragen zu sein, kann so anstrengen, daß man darin zutiefst ermüden muß. Sich und anderen Gutes wünschen ohne die Hoffnung, daß dieses Wünschen von der Macht eines Segens erfüllt ist, der nicht von uns lebt, kann so leer werden, daß man nur noch Formeln austauscht. Wenn wir Menschen unsere Feste nur noch feiern als Zeichen der Freude aneinander und nicht mehr auch als Zeichen der Freude an Gott und an seinen guten Plänen mit uns, dann kann es sein, daß sie an Gewicht verlieren und nicht mehr alle einladen, sondern nur noch kleine Kreise gemeinsamen Wohlbehagens schaffen und viele Einsame und Traurige am Rand lassen. Wenn wir uns nur noch gegenseitig Mut machen für die Zukunft, können uns Fragen entgegengehalten werden: Wer bist du mit deinem Leben, daß du mir Mut machen kannst; bist du dir selbst so gelungen, daß du das kannst; woher nimmst du den Mut, mir Mut zu machen? Und diese Fragen können schwer zu beantworten sein. Es sei nicht geleugnet, daß es Menschen mit einer großen inneren Kraft zum Leben gibt, die sich selbst nicht als religiös und gläubig verstehen. Aber es soll doch auch wahrgenommen werden, daß sich vielen Menschen, die von religiöser und gläubiger Tradition abgeschnitten sind, die Frage ihrer inneren Lebensenergie schmerzlich stellt. Und es soll erinnert werden, daß viele Menschen im Glauben an einen Gott ihres Lebens erfahren durften und dürfen, wie ihnen diese Energie geschenkt wurde.

Das zentrale Symbol unseres Glaubens ist es, daß wir zusammenkommen um Brot und Wein, um Gaben unserer Erde, die wir füreinander bereiten; daß wir dankbar bekennen, daß wir davon leben, und zugleich zugestehen, daß sie allein uns nicht leben lassen; daß wir darum das Leben Gottes über sie herabrufen, damit er sie erfülle mit dem Leben seines Sohnes, das dieser uns in seinem Tod gegeben hat. Und unsere Geste ist dann die sich ausstreckende Hand, die bekennt, daß unser Leben, unser Versuch zu lieben, unsere Mühe um Menschlichkeit, unser Weg zum Ziel der Nahrung bedarf. Diese unsere Geste bekennt, daß die Gabe Gottes uns oft gestärkt und getröstet hat und daß wir von ihr erwarten, daß sie es immer und immer wieder tut. Es ist eine kindliche Geste, die doch nicht kindisch ist. Sie steht zu der Wahrheit, daß auch der erwachsene Mensch nicht aus sich heraus lebt, sondern dessen bedürftig bleibt, daß ihm gegeben wird. Und sie drückt aus, daß wir nicht so sind, daß wir einander genug zum Leben geben können, sondern daß wir uns von dem Gott unseres Lebens geben lassen müssen, um es dann miteinander zu teilen. Jungen Menschen dieses Zeichen unseres Glaubens zu erschließen, ihnen die erwartungsvolle Geste des Empfangens erlernbar zu machen, ist eine Einladung zum Leben, indem sie zum Vertrauen einlädt, daß uns eine nicht zu erschöpfende Kraft zum Leben offen steht, wenn wir uns ihr öffnen. Suchen aber müssen wir, wie wir die Einladung so aussprechen und leben können, daß der Glaube als Kraft zum Leben unter uns in der Gemeinschaft der Kirche auffindbar wird.